

Kirchliche Chronik

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Internationale kirchliche Zeitschrift : neue Folge der Revue internationale de théologie**

Band (Jahr): **7 (1917)**

Heft 4

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

KIRCHLICHE CHRONIK.

Die Weltkonferenz on Faith and Order. — Das Sekretariat der Weltkonferenz erlässt von Zeit zu Zeit Bulletins, die allerlei Wissenswertes über die Bewegung zur Einigung der Christenheit veröffentlichen. Wir lassen hier Nrn. 12 und 13 in Übersetzung folgen, um unsere Leser, die sich dafür interessieren, auf dem laufenden zu halten. Das erste, das über die Eingänge einer Tagespost beim Sekretariat berichtet, deutet an, wie der Gedanke der Konferenz an vielen Orten Anklang gefunden und das zweite regt gemeinsames Gebet für die Einigung der Christen an.

«Obwohl durch den Krieg für einige Zeit die Anstrengungen, die Mithilfe der Kirchen des europäischen Kontinentes und des nahen Ostens zur Schaffung eines Weges zur sichtbaren Vereinigung der Christenheit mittels einer Zusammenkunft der Christen aus allen Weltteilen zu gewinnen, lahmgelegt sind, geht die Vorbereitung für diese Zusammenkunft doch mit ermutigenden Resultaten weiter. Die Erkenntnis, dass nur die sichtbare Einheit der Christen das Reich Christi, das Reich des Friedens, der Gerechtigkeit und der Liebe wird gründen helfen, dringt immer mehr durch; die einzelnen sehen auch mehr und mehr ein, dass christliche Einheit nicht durch kirchliche Konkordate erlangt werden kann, sondern durch ein jedes Glied Christi, welches sein Bestes tut, um die Einheit der Kirche zu erreichen. Die Post des heutigen Tages liefert ein Beispiel des grossen Anteils, den die Welt daran nimmt.

Ein Mitglied des Jesuitenordens in England, der sein Leben dieser Sache geweiht hat, glaubt, dass die Befreiung Arabiens von den Türken eine Gelegenheit bieten werde, dem Islam in Arabien die wahre Natur unserer Religion und unser Ideal von Einheit vor Augen zu führen. Er anbietet sich die Flugschrift eines Russen, der für die Vereinigung der Kirchen sehr begeistert ist, zu veröffentlichen. Ein französischer römisch-katholischer Laie sendet uns die Adressen von fünf römisch-katholischen Damen in Frankreich, England und Kanada, die über einen grossen Einfluss verfügen und welche durch ihre Gebete und ihre persönlichen Verbindungen uns

helfen wollen. Der Präsident einer hervorragenden Methodisten-Universität und ein bekannter Geschäftsmann in den Vereinigten Staaten nehmen ihre Ernennung als Mitglieder des amerikanischen Vorbereitungskomitees an. Das Amt dieses Ausschusses ist, Material für die Weltkonferenz zu sammeln. Eine Anfrage von seiten der holländisch-reformierten Kirche über die Ziele der Konferenz kommt aus Süd-Afrika, zugleich mit der Andeutung, dass die Baptisten und die Wesleyaner in Süd-Afrika wahrscheinlich mitarbeiten werden. Eine Dame in Neuseeland sendet uns die Adressen von 30 Geistlichen und 2 Laien der Kirche Englands und der freien Kirche Neuseelands, damit die Literatur über die Weltkonferenz ihnen zugestellt werden möchte. Es wäre zu wünschen, dass die Bewegung in Amerika besser bekannt würde. Alle Veröffentlichungen über die Weltkonferenz können zu jeder Zeit kostenlos auf Anfrage von Robert H. Gardiner, Post Office Box 436 Gardiner, Maine U. S. A., bezogen werden.

Ein oder zwei Tage, nachdem dieses Bulletin geschrieben war, erhielten wir einen Brief, in welchem uns mitgeteilt wurde, dass eine Anzahl römisch-katholischer Chinesen alle Tage die hl. Kommunion empfangen mit der besonderen Bitte für die Vereinigung der Christenheit.»

Bulletin 13 lautet: «Das Interesse in der weiten Welt für die Weltkonferenz, als eines der besten Mittel, den Weg für den Aufbau der Vereinigung der Christen zu schaffen, ist stets im Zunehmen, und mehr und mehr gelangt man zur Einsicht, dass das Ziel über menschliche Kräfte geht und ernstes Gebet für Gottes Führung zunächst das Notwendigste ist. Die Kommission, welche von der bischöflichen Kirche Amerikas bestellt wurde, um an alle kirchlichen Gemeinschaften in der Welt, welche unsern Herrn Jesu als Gott und Erlöser bekennen, eine Einladung, sich zu einer Weltkonferenz zu vereinigen, ergehen zu lassen, wünscht deshalb, dass die ganze Welt die Notwendigkeit einer solchen Konferenz einsehen möchte. Die Kommission erwartet das Gebet aller Gemeinschaften aus allen Weltteilen, dass Gott durch seinen hl. Geist unsere Herzen und Sinne mit der sichtbaren Manifestation unserer Einheit in Christo Jesu erfüllen möge, und dass er unsern Willen zum Gehorsam erziehen möge, dass wir ein Ziel und einen Glauben haben und so für die Verwirklichung des Reiches des Friedens, der Gerechtigkeit und Liebe arbeiten mögen. Unsere Spaltungen verhindern noch immer, dass alle Christen, die an einem Orte wohnen, gemeinsam zum Gebete sich vereinigen, und doch wäre es für alle möglich, zu derselben Zeit und für denselben Zweck zu beten. Die Kommission bittet daher alle, welche auf den Namen Christi getauft sind, sich jetzt für die Beobachtung der 8 Tage, vom

18. Januar bis 25. Januar 1918, vorzubereiten als eine Zeit des besondern Gebetes für die Vereinigung der Christenheit und für Segen und Führung aller Anstrengungen, die in dieser Richtung gemacht werden. Diese Zeitperiode ist schon durch eine stets wachsende Anzahl von Kirchen beobachtet worden, und nicht viel weniger als eine Woche wurde während vielen Jahren von andern in dieser Weise beobachtet. Wir wollen hoffen, dass dies für alle passend sein wird und dass nicht der Vorzug für eine andere Zeitperiode den geistigen Wert gemeinsamen Gebetes in der ganzen Welt verkleinern wird.»

Der internationale Versöhnungsbund. — Während des Krieges hat sich in England ein «Fellowship of Reconciliation» gebildet, der sich auf Amerika und andere Länder ausdehnt. Die Anregung dazu ist von englischen Quäkern ausgegangen, die bekanntlich grundsätzliche Gegner des Krieges sind, jeden Krieg als unchristlich verwerfen und die in ihrer Mehrheit diesem Grundsatz auch jetzt treu geblieben sind. Ihre Mitgliederzahl beträgt in England 20,000, in den Vereinigten Staaten 120,000, Anhänger besitzen sie auch in andern amerikanischen Staaten und in Australien. Trotz ihrer beschränkten Mitgliederzahl ist ihr Einfluss doch gross. In England erhalten z. B. 100,000 Arbeiter in ihren «Adult schools» wöchentlich Unterricht. Sie arbeiten in der ersten Reihe derjenigen, die sich der Deutschen und Österreicher in England, besonders deren Frauen und Kinder, der Gefangenen und Internierten annehmen. Auch im Hilfswerk für die Belgier sind sie tätig. Von den Quäkern ging die Anregung aus, einen Versöhnungsbund zu stiften, wie er dann auf einer Versammlung zu Cambridge Tatsache wurde. An der Gründung nahmen auch Angehörige anderer christlicher Gemeinschaften teil, wie denn der Bund interkonfessionelles, aber durchaus christliches Gepräge hat.

Die Anhänger des Bundes haben sich, ohne sich an irgendeine genaue Wortformel zu binden, auf folgende Punkte geeinigt:

1. Dass die Liebe, wie sie sich im Leben und Sterben Jesu Christi offenbart und gezeigt hat, mehr umfasst, als wir bis jetzt gesehen haben; dass die Liebe die einzige Macht ist, mit der das Böse überwunden werden kann und, dass sie die einzig richtige Grundlage für die menschliche Gesellschaft ist.

2. Dass, um eine auf die Liebe gegründete Weltordnung herzustellen, es für jene, die an diesen Grundsatz glauben, notwendig wird, ihn voll und ganz anzunehmen, nicht nur für sich selbst, sondern auch im Verkehre mit den andern, und auch die Gefahren auf sich zu nehmen, welche solches Handeln in einer Welt mit

sich bringt, die diesen Grundsatz bis zur Stunde nicht angenommen hat.

3. Dass es uns deshalb als Christen verboten ist, Krieg zu führen und dass die Loyalität gegen unser Land, gegen die Menschheit und gegen die Universalkirche unseres Herrn Jesu Christi uns auffordert, statt Krieg zu führen, unser Leben für die Herrschaft der Liebe im persönlichen, sozialen, geschäftlichen und nationalen Leben aufzuopfern.

4. Dass die Kraft und die Liebe Gottes weit über das uns durch unsere gegenwärtige Erfahrung bekannte Ziel geht, und dass Gott stets bereit ist, auf neuen und breiteren Wegen in das menschliche Leben einzudringen.

5. Dass, da Gott sich selbst in der Welt durch Männer und Frauen offenbart, wir uns ihm für seine Erlösungszwecke anbieten, dass er von uns Gebrauch mache, wie es ihn gutdünkt.

Den Zweck des Bundes beschreibt ein Artikel der Berliner «Eiche» 1917, S. 60, dahin, er möchte eine Gesellschaft von Leuten bilden, «die versuchen, einzeln und in der Gesamtheit ihren Anteil zu haben an dem Amt, das die Versöhnung predigt» (2. Kor. 5, 18) zwischen Mensch und Mensch, Klasse und Klasse, Nation und Nation, indem sie glauben, dass die wahre Versöhnung zwischen den Menschen sich auf die Versöhnung zwischen den Menschen und Gott gründet. Dieser Bund soll diejenigen vereinen, die glauben, «dass der Geist des Kampfes im persönlichen, wirtschaftlichen und nationalen Leben nur überwunden werden kann durch den tatbereiten Glauben, dass die Liebe, wie sie im Opfer Jesu Christi dargestellt ist, die einzig wahre Grundlage für die menschliche Gesellschaft bildet, und die bereit sind, die Konsequenzen ihres Glaubens zu ziehen». Mit andern Worten, sie glauben, dass es nicht nur die Pflicht der Christen ist, Böses mit Gutem zu vergelten, sondern dass diese Methode der Demut schon aus praktischen Gründen der Gewalt vorzuziehen ist. Sie sehen aber ein, dass es sehr wohl möglich ist, dass, wenn sie sich nicht in der üblichen Weise verteidigen wollen, sie leiden oder sogar sterben müssen, aber diese Möglichkeit kann ihren Entschluss nicht ändern. Weil sie wörtlich dem Befehl Jesu folgen wollen, die Feinde zu lieben und «auch die andere Backe zum Streich darzubieten», so werden sie jetzt nur für den Frieden sein, um England zum Abrüsten zu bewegen. Gewissermassen erscheint es ihnen noch wichtiger, die Kirche zu überzeugen, dass sie jetzt mit der Welt einen Kompromiss geschlossen hat, und dass sie sich von dem Krieg ganz zurückziehen und lieber, wie die alten Christen leiden, als Leiden verursachen sollte. Was der «Versöhnungsbund» aber will, ist eine zweite Reformation,

ebenso eingreifend wie die Reformation Luthers. Es soll im Auge behalten werden, dass, obgleich jetzt die Arbeit des Bundes besonders auf den Frieden zwischen den Nationen gerichtet ist, er auch ebenso sehr für den Frieden zwischen den verschiedenen Klassen und zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer gerichtet ist. Der Bund hat also ein ungeheures Programm, aber er hat dies Programm nicht im einzelnen festgesetzt, er gibt vielmehr ein grosses Prinzip und die Mitglieder selbst fühlen, dass es möglich ist, dass ihr Gewissen sie zwingen wird zu Taten, die sie augenblicklich noch nicht als Pflicht erkennen. Z. B. eine der Fragen, welche in der ersten Konferenz, die der Bund im Juli abgehalten hat, behandelt wurden, war die: «Wie verwendet man sein Vermögen am besten in Übereinstimmung mit dem Prinzip des Bundes?» Eine andere war: «Sollen wir Steuern zahlen, wenn wir wissen, dass ein grosser Teil dieses Geldes für die Kriegführung benützt wird?» Eine dritte Frage: «Soll man bei Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in England zustimmen, von der Obrigkeit zu einem andern Dienst bestimmt zu werden, der an sich unser Gewissen nicht belasten könnte, aber bei dem wir doch wissen würden, dass dadurch andern der Militärdienst ermöglicht wird?» Auf diese Fragen hat der Bund keine Antwort gefunden, und sollte er auch eine finden, so würde er doch dem einzelnen freistellen, nach seinem Gewissen zu handeln. Es braucht kaum gesagt zu werden, dass keines der Mitglieder zustimmen wird, irgendwelchen Militärdienst zu leisten. Lieber wären sie bereit, jegliche Strafe zu erleiden.» Soweit die «Eiche».

In derselben Zeitschrift ist S. 54 das Sendschreiben des englischen Bundes an die deutschen Christen abgedruckt. Wir wollen hier die Kundgebung wiedergeben, die der amerikanische Zweig des Bundes in Amerika kurz vor Eintritt des Landes in den Kriegszustand erlassen hat. Vgl. «The Churchman» vom 4. März 1917. Sie ist von den erwähnten Grundsätzen getragen, aber die Art, wie religiöse und politische Anschauungen miteinander verquickt werden, von Christen des eigenen wie anderer Länder abgelehnt werden. Damit ist aber auch der Internationalität des Bundes eine starke Schranke gezogen. «In diesem Augenblick nationaler Prüfung ist es Herzenssache eines jeden treuen Bürgers, das Vollmass der Dienstleistungen seinem Lande zu geben. Die grosse Republik, die wir lieben, befindet sich in ihrer Prüfungsstunde. Ihre Verantwortung und ihre Bedürfnisse appellieren an die Loyalität aller. Es gab wenige Augenblicke in der Geschichte, wo es weniger angebracht gewesen wäre, dem Lande schlechte Dienste zu leisten. Was die Vereinigten Staaten jetzt tun, wirkt nicht nur bestimmend für diese, sondern wird die Zukunft der Nationen, ganzer Völker, ja der Menschheit

für Jahrhunderte hinaus bestimmen. Die erste Pflicht eines jeden von uns ist, mit leidenschaftslosem Eifer durch die unermessliche politische Verwirrung zu jenen grundlegenden moralischen Prinzipien hindurchzudringen, welche allein der nationalen Führung einen fortdauernden, aufbauenden Charakter geben können.

Die unmittelbare gesetzliche Schlussfolgerung ist das Recht der amerikanischen Bürger, ihre Geschäfte auf hoher See in Übereinstimmung mit den internationalen Gesetzen betreiben zu können. Es ist dies zweifellos wichtig genug, und doch, abgesehen von der tiefergehenden moralischen Schlussfolgerung, sinkt dieser Punkt zu relativer Bedeutungslosigkeit. Der springende Punkt in der heutigen Weltlage ist nicht das Ausserachtlassen internationaler Gebräuche, sondern die Verachtung alles Menschlichen und die unbarmherzige Preisgabe aller moralischen und geistigen Grundsätze. Das sind die grossen Sünden, die jeder Mann und jede Frau, die die menschliche Natur achten, instinktiv verurteilen. Die Aufgabe der Vereinigten Staaten in dieser ausschlaggebenden Stunde ist nicht so sehr, ein gesetzliches Recht zu rächen, als die Grundsätze, nach welchen allein die Menschen leben können, hochzuhalten. Ferner kann kein hinreichendes moralisches Urteil weder über die unmittelbare Krisis, noch über die allgemeine Lage in Europa nur in Rücksicht auf die allgemein anerkannten internationalen ethischen Momente oder politischen Werte abgegeben werden. Die Grundsätze, nach welchen die Menschen leben, sind universal und sind die letzte Bestätigung von Wahrheit und Liebe. Diese werden gewöhnlich im Kampfe um nationale Interessen nicht beachtet und verleugnet, und doch darf der Christ nur in Rücksicht auf diese Grundsätze, welche allein ein hinreichendes Fundament für eine dauernde Weltordnung darstellen, ein moralisches Urteil, durch welches sein Handeln geleitet wird, bilden.

Deutschlands neueste Unterseeboots-Politik hat die Welt erschüttert. Ein so grosses Unrecht gegen alles Menschentum anzuerkennen, wäre eine Unbilligkeit gegen alle menschlichen Grundsätze. So entsteht der Drang, zu den Waffen zu greifen. Wenn durch solche Mittel das Recht gerächt werden könnte, dann wäre kein Opfer an Leben zu verschwenderisch, noch ein Opfer an Reichtum zu gross. Und doch können die Vereinigten Staaten die moralische Ordnung des Christentums nicht durch einen Krieg mit Deutschland verfechten. Diese moralische Ordnung besteht in einer moralischen und geistigen Vereinigung menschlicher Wesen und diese Vereinigung, möge sie nun nur zwischen einzelnen Personen oder zwischen Nationen stattfinden, trägt schliesslich einen individuellen Charakter. Das Unrecht kann wirkungsvoll nur dadurch bekämpft werden, indem man die Menschen gerecht macht. Die

Welt bedarf nicht einer zerschmetterten Nation, sondern sie bedarf Nationen, die Gerechtigkeit gelernt haben. Der Krieg mit Deutschland wäre nicht nur ein ungeheurer Verlust an Leben und Reichthum — eine Ablenkung der nationalen Hilfsquellen, welche den sozialen Fortschritt für ungezählte Jahre zum Stillstande bringen würde —, sondern die Tragweite eines solchen Krieges wäre, dass nach all dem bezahlten Blutpreis, nach all dem Verlust an Leben und nach all dem Jammer, nach dem prächtigen Heldentum und Selbstopfer so vieler, die den Krieg befürworteten, dieser seinen Zweck nicht erreicht haben würde. Es ist eine eigentümliche Fügung des Schicksals, dass die blutigen Zusammenstöße in der Geschichte die Grundsätze der Gerechtigkeit nicht wirkungsvoller gemacht haben. Es ist die natürliche Folgerung des Widerspruches zwischen der Kriegsmethode und den moralischen Grundsätzen.

Statt die moralischen Grundsätze zu verteidigen, zertrümmert sie die Kriegsmethode. Indem sie die Niederlage des Feindes zu ihrem höchsten Ziele macht, unterordnet sie das moralische Gesetz der militärischen Notwendigkeit. Durch die Vernichtung der Menschen durch Menschen, durch die Erzeugung von weitgehendem Hass und Misstrauen, vergewaltigt der Krieg die Achtung vor dem Menschen, die doch der christlichen Religion so sehr am Herzen liegt. Indem der Krieg einen unbedingten Gehorsam der militärischen Autorität gegenüber und die Aufgabe des Rechtes, nach dem Gewissen zu handeln, verlangt, legt er die Axt an die Wurzel des moralischen Lebens. So gerecht auch immer eine Sache sein mag, die Kriegsmethode ist in ihrer eigenen Natur so unheilbar schlecht, dass sie ihr Ziel aus diesem Grunde nie erreichen kann.

Jetzt schlägt die Stunde für unsere Nation, den Mut zu haben, einen bessern Weg zu beschreiten. Dies ist die Stunde für uns, einen Versuch des Liebeswillens zu machen, jener Liebe, welche die wirkliche Kraft zur Aufrechterhaltung der moralischen und geistigen Ordnung besitzt. Bis zum Augenblicke haben die Menschen einen schwachen Gebrauch von den unerschöpflichen Hilfsquellen der Liebe und des guten Willens gemacht. Wir haben diese beiden Faktoren als etwas sehr Nützlichendes für unsere Familien und für unsere Freunde angesehen, aber wir haben ihnen in unsern sozialen, industriellen und internationalen Beziehungen wenig Vertrauen entgegengebracht, indem wir Christus und des Kreuzes Lehre ausser acht liessen. Die höchste Aufgabe, die an unser Volk in diesem Augenblicke herantritt, ist, die nicht richtig erkannte und unwiderstehliche Kraft der Liebe als Hauptfaktor im Verkehre der Völker untereinander zu setzen. Das unermessliche Elend der Menschheit bittet uns trotz allen Enttäuschungen und Gefahren, der Sache der Menschheit zu dienen, indem wir die Methode Christi versuchen.

Die Methode der Liebe will nicht sagen, dass wir die ungerichte Handlungsweise einer Nation anerkennen sollen, noch dass wir so leben müssten, als wären alle moralischen Grundsätze in der Welt aufgehoben. Sie will nicht bedeuten, dass wir vergessen sollen, wie ein ernstes, moralisches Urteil über jede schlechte Handlung gefällt werden muss. Sie schliesst nicht den Gebrauch von vorbeugenden Massregeln aus, wenn diese in Übereinstimmung mit der Unantastbarkeit und Heiligkeit der Personen und mit dem Erlösungsziel Christi angewandt werden können, sondern sie tritt an uns mit der Forderung heran, dass wir nicht versuchen sollen, durch Vernichtung, indem wir selber Böses tun, das Böse zu bekämpfen, sondern durch fortwährenden Hinweis auf das Gewissen. Sie verlangt, dass eine neue Leidenschaft für Gerechtigkeit uns vor allem aus unserm Egoismus und unserer Selbstgefälligkeit heraushebe und dass wir uns durch Gebet und Selbstverleugnung mit der in dieser Stunde leidenden Menschheit vereinen. Sie fordert einen mutigen und erfindungsreichen Glauben, die aufbauende Tätigkeit zu vermehren. Sie ist ein letzter Versuch, das Böse durch das Gute zu besiegen. »

Unionsfragen des Orients. — Die Ereignisse im Osten Europas haben in der römisch-katholischen Kirche die Hoffnung auf einen Anschluss einzelner Völker und Kirchen morgenländisch-orthodoxen Glaubens an Rom neu belebt. So gab in erster Linie das Bündnis Bulgariens mit den Zentralmächten Anlass zu einer eingehenden Erörterung der Union der bulgarischen Kirche mit Rom in römisch-katholischen Blättern und Zeitschriften. Die Ausschaltung des russischen Einflusses durch den politischen Anschluss an die Mittelmächte, die ungeklärte Stellung der bulgarischen Landeskirche innerhalb der orthodoxen Kirche, die Aussöhnung des bulgarischen Zaren, der wegen der orthodoxen Erziehung seines Erstgeborenen s. Z. exkommuniziert worden war, mit seiner Kirche, die Nachricht endlich, dass die unter Leo XIII. gepflogenen Unterhandlungen einer Union zur Wegräumung aller Hindernisse bis auf die Dekrete des 18. Juli 1870 geführt haben sollen, wurden als deutliche Symptome einer möglichen Annäherung gedeutet. Die Gerüchte verdichteten sich zur Behauptung, dass tatsächlich Verhandlungen begonnen hätten. So rasch aber diese Frage auftauchte, ebenso rasch verschwand sie wieder. Es sind aber doch einige typische Stimmen zur Frage laut geworden, die wir hier festhalten möchten. Besonders eingehend wurde die bulgarische und orientalische Kirchenfrage in der « Salzburger Katholischen Kirchenzeitung » besprochen. Vom Missionsstandpunkte aus betonte P. Linus aus Innsbruck in Nr. 2, 1916, des erwähnten Blattes die « trostloseste Seite im orien-

talischen Missionswesen», was eigentlich die Hauptsache wäre, die «Nichtbekehrung der Andersgläubigen». Seit Jahrhunderten heissen die Länder des Orients selbst in den Chroniken der Propaganda «la sterile Missione dell'Oriente». Die Bekehrung der Türken sei ausgeschlossen, auf den Abfall vom Islam sei die Todesstrafe gesetzt, aber auch von den «Schismatikern» sei wenig zu hoffen. «Die Ursache des Schismas ist der Stolz.» Ein Bedürfnis nach Belehrung und Bekehrung hätten seine Anhänger nicht. Der Pater konnte in 23 Jahren, die er im Orient zugebracht habe, erfahren, «wie schwierig, ja wie menschlich undenkbar die Rückkehr vom Schisma zur katholischen Kirche bei den Griechen sei». Einige Aussicht sei bei den Bulgaren vorhanden. Zuerst müsste man aber den bis jetzt russophilen Klerus gewinnen, denn sein Einfluss auf das Volk sei gross. Die Regierungsmänner in Bulgarien sagen, die Bewegung müsste vom Volke ausgehen. Die Regierung würde keine Schwierigkeit erheben.

Ohne Zweifel scheint die Zeit vorbei zu sein, da die Union von oben herab einfach dekretiert wird. In Nr. 8 desselben Blattes schreibt ein «Missionsfreund», dass eine Bekehrung oder ein Anschluss der Bulgaren an Rom weder aus politischen noch aus kulturellen, sondern lediglich aus religiösen Gründen erfolgen dürfe. «Wir erblicken also in der Bekehrung eine rein religiöse Tatsache, bar alles politischen Beigeschmackes, frei von aller durch momentane Bündnisse und Erfolge geschaffenen gehobenen Stimmung und Begeisterung, die ja morgen schon wieder verfliegen kann. Hieraus ergibt sich als notwendige Schlussfolgerung, dass wir den Gedanken an eine Massenbekehrung als idealistische Utopie in das Reich der Luftschlösser verweisen, ja dass wir sie vom katholischen Standpunkt aus sogar für bedenklich halten. Bei Massenbekehrungen sind zumeist nur einige führende Geister von der Idee, der sie sich anschliessen, tief durchdrungen; die anderen sind Mitläufer, heute ihren Führern zugetan, bald aber dem Banne anderer Politiker und Denker ausgesetzt und dann vielleicht für die Kirche wieder verloren. Gut Ding braucht Weile! Auch eine Bekehrung wird durch die göttliche Gnade nur langsam herbeigeführt: Paulus ist eine Ausnahme, Augustinus ist die Regel. Jede Einzelbekehrung ist aber wertvoll und dauerhaft, denn da ist alles im Angesichte Gottes erwogen, überlegt, durch Gebet, Opfer, vielleicht grosse Opfer eingeleitet. Die Wahrheit wird teuer und schwer erkaufte; man weiss sie aber zu schätzen. Jeder Katholik kann nur wünschen, dass die göttliche Gnade recht vielen Bulgaren zu dieser Erkenntnis verhelfen möge. Wieweit die Erkenntnis, dass unsere Glaubenslehre die einzig richtige, unsere Kirche die einzig wahre ist, in Herz und Verstand denkender Bulgaren eingedrungen ist, wissen wir, als Aus-

länder, nicht. Es ist aber denkbar, dass viele ihr schon nahe sind. Die Orthodoxie, wozu sie sich heute bekennen, umfasst ohnedies die meisten christlichen Glaubenssätze, wenig zahlreich sind die Lehren, die uns voneinander trennen, unserer theologischen Beweisführung wird es nicht schwer fallen, die Zweifel der Bulgaren zu lösen und ihre etwaigen Einwände zu entkräften.»

Der Verfasser kommt nach eingehender Betrachtung der religiösen Frage in Bulgarien zum Schluss:

« Unserer Ansicht nach ist also das, was in Bulgarien erstrebt und vom katholischen Standpunkt aus gewünscht werden soll, die Bekehrung *zahlreicher* Einzelpersonen zum katholischen Glauben, und zwar im *lateinischen* Ritus. Diese einzeln Bekehrten mögen dann als Priester oder eifrige Laien viel für die Ausbreitung der Kirche unter ihren Volksgenossen wirken. Augenfällige, von heute auf morgen heranreifende Erfolge wird es so allerdings nicht geben, dafür aber feste und dauerhafte, die schliesslich zum Endziel führen. Dazu bedarf es jedoch nicht schöner Phrasen und salbungsvoller Reden, sondern beharrlichen Gebetes und zäher Arbeit.»

Die Besetzung beträchtlicher Gebiete Russlands, die von Weissrussen und Ruthenen (Ukrainer) bewohnt werden, durch die Zentralmächte rief die Erinnerung an die einst in diesen Ländern bestehende, mit Rom unierte Kirche — die Metropole Kiew-Halicz — wach. Die Union mit Rom, der sich die Mehrheit der Weissrussen (ein den Ruthenen verwandtes Volk) und der Ruthenen angeschlossen hatte, wurde auf dem Kongress in Brest-Litowsk im Jahre 1596 endgültige Tatsache. Eine Minderheit, die hauptsächlich östlich des Dniepr wohnt, bildete eine autonome orthodoxe Kirche, die jedoch bald die Selbständigkeit einbüsste und unter die Botmässigkeit der russischen Staatskirche gelangte. Die unierte Kirche bestand aus den Erzbistümern Kiew und Polozk, den Bistümern Pinsk, Brest-Wladimir, Luck, Cholm, Lemberg und Przemysl und zählte in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts 13,000 Pfarrkirchen, 17,000 Filialen und 12 Millionen Seelen. Kiew war im 17. Jahrhundert schon zu Russland gekommen, und der Rest des Landes gelangte durch die Teilung Polens unter die russische Oberhoheit mit Ausnahme von Lemberg und Przemysl, die österreichisch wurden. Hier hat sich die unierte Kirche erhalten, während sie sich in Russland nicht behaupten konnte. Die russische Regierung wandte alle Mittel an — auch solche der Gewalt —, um die Union der Staatskirche zuzuführen. Sie konnte sich bis ins 19. Jahrhundert erhalten. Im Jahre 1839 trat ein Erzbischof mit seinen Suffraganen der Staatskirche bei, auf der Synode von Polozk wurde die Aufhebung der Kirche beschlossen, unter dem Zaren Alexander verschwand im Jahre 1875 das letzte unierte Bistum Cholm. Als im

Jahre 1905 das Toleranzedikt erlassen wurde, traten viele Weissrussen und Ruthenen — ihre Zahl wurde auf 10,000 angegeben — zur römisch-katholischen Kirche des lateinischen Ritus über. Sie hatten nur äusserlich der russischen Staatskirche angehört.

In römisch-katholischen Kreisen hält man diese Gebiete reif für die Rückkehr zur römischen Kirche. Die Ansichten über den einzuschlagenden Weg gehen auseinander. Die einen glauben, nur ein Übertritt zum lateinischen Ritus biete sichere Gewähr, da sich die Union gegen das «Schisma» nicht stark genug gezeigt habe, während andere behaupten, die Bevölkerung sei aus nationalen Gründen nur für eine unierte Kirche zu gewinnen. Beide Auffassungen werden mit Geschick in der «Katholischen Kirchenzeitung» 1916, Nr. 4 ff. und 15 f., vertreten.

Die Unionshoffnungen machen selbst vor der russischen Grenze nicht Halt. In Russland hat der in russische Gefangenschaft verschleppte ruthenische Erzbischof v. Szeptycki, der durch die Revolutionsregierung wieder freigegeben wurde, in den von den Russen besetzten Gebieten im Sinne der Union gewirkt. Er erlangte von der russischen Regierung, dass die Union für die besetzten Gebiete und für Russland staatsrechtlich anerkannt wurde. Er wählte einen Exarchen, mit Sitz in Petersburg, dem er vier Generalvikariate für Lemberg, Stanislaw, Bukowina und die russische Ukraine unterstellte. Letzteres hat seinen Sitz in Kiew. Seither sind die besetzten Gebiete den Russen wieder abgenommen worden. Dem Exarchen in Petersburg wurden acht unierte Priester beigegeben. Die Union soll sich auch unter den orthodoxen Ukrainern grosser Zuneigung erfreuen. In der Ukraine soll der Metropolit begeistert empfangen worden sein. In Kiew werde eine grosse unierte Kirche gebaut, aber auch in andern Städten habe die Union feste Wurzeln gefasst. Als der Metropolit zu Ostern in der katholischen Kathedrale zu Kiew das Hochamt zelebriert habe, sei die Kirche überfüllt gewesen. Der ukrainische Ritus, namentlich die ukrainische Aussprache des Kirchenslawischen, machte auf die Andächtigen einen tiefen Eindruck. Seit dieser Zeit sei in Kiew und überhaupt in der Ukraine die ukrainische Aussprache (statt der bisherigen russischen), wie sie in Galizien üblich ist, eingeführt. Übrigens wird auch von ukrainischer Seite bestätigt, dass die Landeskirche sich vom hl. Synod in Petersburg zu emanzipieren suche, aber nicht, um sich Rom zu unterwerfen. Sie besass früher volle Autonomie und trachtet danach, sie wieder zu bekommen. Auf einem Kongress von Geistlichen der russischen Ukraine wurde kürzlich beschlossen, eine autonome Kirche zu bilden und Anschluss an den Patriarchen von Konstantinopel zu suchen.

Die unierte Kirche in Galizien scheint reformbedürftig zu sein, und zwar in der Richtung der römischen Auffassung des Christentums. Letztes Jahr erliess der unierte ruthenische Bischof Chomszyn von Stanislau in Galizien zwei Hirtenbriefe, die sich mit der Reform der Union beschäftigen. Der Bischof schreibt: «Wir müssen uns aber durch und durch von dem Geiste katholischer Gefühle durchdringen lassen, müssen uns *aufs engste mit der katholischen Kirche verbinden*. Wir müssen verstehen und in tiefster Seele fühlen, dass unsere Verbindung mit der katholischen Kirche nicht nur auf Worten beruhen kann, sondern aus der Tiefe des Gewissens und Glaubens kommen muss. Wie wir unter Gefahr unseres Heils verpflichtet sind, an die Gottheit Christi zu glauben, so haben wir auch als Glaubensdogma hinzunehmen, dass nur die von Christus auf den hl. Petrus und seinen jedesmaligen Nachfolger, den Papst in Rom, gegründete Kirche die wahre ist und dass wir alles, was sie lehrt, für wahr zu halten und zu glauben haben. Wir müssen uns alles zu eigen machen, was unsere Verbindung mit dem Papst und der katholischen Kirche enger und fester gestalten kann, und als gefährlich und schädlich alles beseitigen, was diese Verbindung, ich sage nicht zerreißen, sondern nur schwächen könnte. Mit einem Wort: Wir müssen mit dem Papst so verbunden sein wie liebevolle Kinder mit ihrem leiblichen Vater. Von diesen unseren katholischen Gefühlen müssen wir uns schon jetzt Zeugnis ablegen und unseren Standpunkt klar und offen zum Ausdruck bringen. Eben dahin zielen mein Hirten-schreiben und die damit verbundenen Anordnungen.» Der Bischof klagt, dass durch den Krieg schwere Heimsuchung auf das Volk gekommen, dass viele auf Abwege geraten und das ganze Volk mit dem Mal des Verrates gegenüber dem Reich gebrandmarkt worden sei. Die Gründe sieht er in mancherlei Vernachlässigungen, in der unzulänglichen Reinhaltung der liturgischen Bücher von schismatischen Bestandteilen. «Als unsere Vorfahren», schreibt der Bischof weiter, «sich von den östlichen Schismatikern trennten und sich mit dem Heiligen Stuhl vereinigten, unterliessen sie es, die kirchlichen Bücher von allen schismatischen Lücken und Zugaben zu reinigen. Unter anderem begegneten sie nicht der Unzulänglichkeit der Gebete, und der Erwähnung des Papstes, wie es in katholischen Gottesdiensten sein muss. Wenn wir in unseren Gottesdiensten weniger für den Papst als für die weltliche Behörde beten, so beweisen wir dadurch nicht nur Lauheit innerer katholischer Gefühle, sondern wir tolerieren auch mittelbar und unbewusst etwas, was den Zug des Schismas und des Zarenglaubens trägt. Und kommt das nicht gerade den Feinden der katholischen Kirche und des Reiches um so mehr gelegen, als in den alten Kirchenbüchern doch, wo ohne Namensnennung der weltliche Herrscher erwähnt ist, das

Wort Zar gebraucht wird, das bei uns in der Umgangssprache den russischen Zaren bezeichnet? Erweckt das nicht den Eindruck, als beteten wir für den russischen Zaren und nicht für unsern Kaiser? Das ist nicht unsere Schuld, denn diese Bücher wurden vor dem Schisma verfasst, aber unsere Schuld ist, dass wir, wie unsere Väter, uns nicht bemüht haben, diese Bücher von allem Unvorschriftsmässigen, von allen durch die Schismatiker darin veranlassten Änderungen und Zugaben zu reinigen.»

Das Hirtenschreiben weist alsdann darauf hin, dass in den Gottesdiensten nur das Andenken an die sieben ersten allgemeinen Kirchenversammlungen gefeiert wird, während es deren doch schon zwanzig gegeben habe und auf ihnen viele neue Dogmen des katholischen Glaubens verkündet worden seien, die jeder, der Katholik sein wolle, annehmen und glauben müsse. Die Schismatiker erkannten nur die sieben ersten an, unter Verwerfung der übrigen, wodurch sie Häretiker geworden seien. Von den Unierten aber sei es ein Widerspruch, als Katholiken zwar alle Konzile anzuerkennen, aber gleich den Schismatikern das Andenken nur der sieben ersten zu begehen. Man müsse in *allem* vorsichtig sein, sich vor *allem* hüten, was die katholischen Gefühle verletzen könne, erst recht aber vor allem, was den katholischen Grundsätzen widerspreche. Sogar ein scheinbar harmloses Wort müsse, wenn es zu einem Stein des Anstosses werde, beseitigt werden. So das Wort «prawoslawny» (orthodox). Der Bischof schlägt vor, es durch rechtgläubig (prawowierny) zu ersetzen. Ein schismatischer Bestandteil sei ferner der Julianische Kalender, der als russisch gelte und den der Bischof durch den Gregorianischen ersetzen will. Im weiteren bespricht der Hirtenbrief die Verehrung der *hl. Eucharistie*, die in der morgenländischen Kirche durch das Schisma geschwächt worden sei, was auch auf die Union abgefärbt habe. Und doch sei die allerheiligste Eucharistie Sonne und Mittelpunkt des ganzen Kultus und religiösen wie nationalen und kulturellen Lebens. Wo es kein wahres Verständnis und keine wahre Verehrung des allerheiligsten Sakramentes gebe, werde der ganze Gottesdienst zur leeren Formalität. Deshalb solle auch das Fronleichnamfest gleichzeitig mit den Katholiken feierlich begangen werden. Im weitern wird vor der Überschätzung des Zeremoniells gewarnt. Darüber heisst es: «Schön und eine Zier war unser Zeremoniell, als es wie eine helle Flamme reinen Glaubens brannte, und als dem Osten unsere grossen katholischen Väter voranleuchteten. Als aber das Schisma kam, als der Glaube erstarb, verblasste auch die lebendige Schönheit unseres Zeremoniells, und es blieb nur mehr eine verknöcherte Form, einer verwelkten Blume ähnlich. Nicht über das Zeremoniell müssen wir vor allem wachen, sondern über den Glauben.»

Am Schluss bemerkt der Bischof, dass die beiden Ordinariate von Lemberg und Przemysl ihre Zustimmung gegeben hätten. Aus einem bald darauf folgenden zweiten Hirtenbrief geht hervor, dass die bischöflichen Anordnungen, insbesondere die Einführung des Gregorianischen Kalenders, auf starken Widerspruch stiessen. Das veranlasst den Bischof zu heftigen Ausfällen gegen den Byzantinismus und die orthodoxe Kirche.

Über die russische Staatskirche äussern sich die Theologen der Mittelstaaten zurückhaltend, scharf ablehnend. Eine Union mit ihr halten sie für aussichtslos. Anders urteilen Gelehrte der Weststaaten. Bemerkenswert ist die Ansicht des französischen Kirchenhistorikers Pierre Batiffol, die er in einem Artikel «L'orthodoxie russe et nous» im Pariser «Croix» vom 24. März 1917 niedergelegt hat. Im Anschluss an den bekannten Briefwechsel zwischen dem päpstlichen Staatssekretär Gasparri und dem amerikanischen Sekretär der Weltkonferenz Gardiner erzählt er aus dem Munde eines Amerikaners das Urteil Rampollas über die Aussichten einer Union mit Russland. Batiffol hebt nun hervor, wie sich die Verhältnisse in kurzer Zeit geändert, wie neue kirchliche Probleme in Galizien, Polen, Armenien und in Russland selbst entstanden seien — dieser Abschnitt ist stark zensuriert —, um dann selbst zum gestellten Thema sich zu äussern. Wir drucken den Bericht des Gespräches mit Rampolla und den Schluss des Artikels in extenso hier ab:

Voici quelques mois, en août 1916, j'eus l'occasion de causer de pareilles tentatives de rapprochement avec un compatriote de M. Gardiner, épiscopaliste comme lui et tout aussi fervent que lui pour la cause de l'union. Je lui dis que parmi nous nul ne se croyait la mission de tendre un rameau d'olivier à l'orthodoxie russe, que l'on sent intraitable à l'égard du catholicisme romain, alors qu'elle multiplie les avances et les coquetteries à l'égard de l'anglicanisme.

Mon interlocuteur me répondit:

« Dans une conversation inoubliable que j'ai eue avec le cardinal Rampolla seulement quelques jours avant sa mort, j'ai eu le rare privilège d'entendre Son Eminence donner une expression aux profondes difficultés qui barrent la route de l'union entre l'Orient et l'Occident. Un an auparavant, étant en Russie, j'avais eu l'impression que le commencement au moins d'une intelligence était possible, et cette impression s'était approfondie jusqu'à devenir une conviction.

« Comme le cardinal Rampolla présentait avec tant de force l'impossibilité de s'entendre entre la Russie et Rome, je me risquai à lui dire: » L'année passée, j'ai entendu M. Harnack à Berlin s'exprimer exactement comme vient de le faire Votre Eminence

sur l'impossibilité de l'union avec l'Eglise russe. « Ah! si vous aviez vu la surprise qui se peignit sur les traits du cardinal, quand il vit dans quelle compagnie il se mettait!

« Changeant le ton, Son Eminence s'écria: » J'ai la même foi que vous dans la puissance de Dieu, pour rapprocher les Russes de nous. Mais je ne suis pas sûr que vous réalisez les difficultés fondamentales. Je décriai la situation telle que j'ai appris à la connaître de longue date, afin que vous puissiez saisir les difficultés du problème. Mais, puisque je vois que vous les saisissez, j'applaudis à votre foi et je vous assure qu'elle est la mienne. »

« Et Son Eminence me pressa de travailler à l'union dans la revue que je dirige... Quelques jours plus tard, j'assistai aux funérailles du cardinal dans la basilique de Saint-Pierre! Mais je me rappellerai toujours notre entretien, qui fut l'un des plus brillants et des plus frappants qu'il m'ait été jamais donné d'avoir. Le Père G., qui m'avait accompagné, me parlant à quelque temps de là de cet entretien, m'assura que jamais il n'avait vu le cardinal si admirablement en forme! »

Je cite ce témoignage américain pour qu'on voie bien comment, dans les derniers jours de 1913, au regard d'un esprit aussi clairvoyant qu'était le cardinal Rampolla, le problème du rapprochement de l'orthodoxie russe et de nous apparaissait insoluble...

* * *

L'orthodoxie russe s'ouvrira-t-elle à ces perspectives? N'évolue-t-elle pas vers une compréhension d'autrui à laquelle elle semblait absolument fermée? En 1903, dans une lettre au patriarche de Constantinople, les métropolitains de Pétrograd et de Moscou professaient que l'orthodoxie était *seule* héritière du Christ et *seule* dépositaire de la divine grâce. On assure que cet exclusivisme s'atténue, qui allait à traiter d'hérétique tout chrétien qui n'était pas « orthodoxe », et que les métropolitains de Pétrograd et de Moscou tenaient naguère un langage très différent. Serait-ce un acheminement à sortir de l'isolement?

Les *Echos d'Orient*, qui suivent si attentivement ces mouvements, notaient, voici un an déjà, quelque chose de cela à propos de la réconciliation russo-polonaise. « La guerre présente fait prévoir partout de grands changements et suscite d'immenses espérances. Il n'est pas jusqu'à l'orthodoxie gréco-russe qui ne salue, dans un avenir plus ou moins lointain, cet embrassement sacré des Eglises désunies qu'elle considère comme le plus précieux des biens. » Et les *Echos d'Orient* citaient ces lignes du *Messenger ecclésiastique* de Pétrograd :

« Nous sommes habitués à considérer ces aspirations comme des utopies impossibles à réaliser, mais une telle attitude se soutient par un scepticisme qui n'est plus de mise au temps héroïque que nous vivons. Un tel scepticisme n'est pas religieux : du moment que l'Eglise prie pour l'union, nous devons, de notre côté, non seulement la désirer sérieusement, mais encore la rendre possible de toutes nos forces . . . »

Y aurait-il quelque chose de nouveau dans le firmament de l'orthodoxie russe ?

Dans un article très remarqué de la *Revue du clergé français* (1^{er} mars), M. l'abbé Rivière a rappelé ce mot du P. Lacordaire : « La Russie est catholique à son insu : elle n'est pas et n'a jamais été schismatique de son gré, comme il en a été de l'Eglise d'Orient. » Le P. Lacordaire, en s'exprimant ainsi, devançait l'homme dont toute l'œuvre et toute la vie ne furent que le commentaire de cette parole, l'homme que le P. d'Herbigny a appelé un « Newman » russe Vladimir Soloviev.

L'orthodoxie russe est la seule grande Eglise d'Orient, et incomparablement la plus instruite, la plus religieuse aussi, la plus capable de comprendre les leçons de l'histoire et de répondre à l'appel de l'Esprit, la moins engagée d'amour-propre dans les querelles médiévales de Byzance, comme le note très justement M. Rivière, la mieux à même de décider du retour de tout l'Orient à l'unité antique. Si la présente guerre a rapproché la Russie de l'Occident, pourquoi n'aurait-elle pas aussi rapproché l'orthodoxie russe de nous ? Pourquoi n'aurait-elle pas rouvert des voies qui, en 1914, paraissaient impraticables ? Non pas des voies diplomatiques, mais des contacts de peuple à peuple ? En vérité, nous ne nous connaissions pas, et d'immenses préventions étaient nourries là-bas contre nous, catholiques. A cette heure, des régiments russes bivouaquent dans nos villages de Champagne, à l'ombre de nos églises et de nos croix latines. Il faut souhaiter que les théologiens russes fassent, au figuré, une pareille campagne, et que nous puissions leur appliquer le mot de l'épître aux Ephésiens : *Vos, qui aliquando eratis longe, facti estis prope . . .*

Adolf KÜRY.
